

# Der Kunststreiter

Erzählung  
von Friedrich Gerstäcker

(29. Fortsetzung.)

So hat den trefflichen Reiter aber auch der Schlag im ersten Augenblicke getroffen, daß ihm sein Kind, sein liebes Kind geraubt worden, so fest, ruhig und sicher fühlte er sich wieder, als er erst einmal im Sattel saß. Mit gutem Muth, durch eigene Kraft die List der Frau noch ausgleichen zu können und so Schanden zu machen, trachte er den Weg entlang, und wenn es ihn auch manchmal drängte, das Pferd, den wackeren Kappen, der ihn trug, so rascherem Tempo anzuhalten, verlagte er es sich doch, weil er eben nicht wollte, ein wie weiter Ritt heute noch vor ihm lag, und er sein treues Thier zu schonen dachte. So erreichte er das Forsthaus und fand hier den Forstwart Barthold schon seiner harrend, mit der Flinte auf dem Rücken, vor der Thür. Wir er den Herrn anreiten sah, kam er grüßend auf ihn zu, Georg aber, aus dem Sattel springend, warf seinem Pferde den Zügel über den Nacken und sagte zu dem Alten:

„Guten Morgen, Barthold; kommt nur mit, ich begleite Euch ein Stück — ich habe etwas mit Euch zu reden.“

„Gern, gnädiger Herr,“ erwiderte der Alte, „der Förster ist auch nicht zu Hause. Er ist auf den rothen Schlag hinaus, um den Föhren das Holz anzumachen.“

„Ich weiß schon — ich will auch nicht zum Förster,“ sagte Georg und schritt langsam den Waldweg entlang, bis sie aus Sicht des Forsthauses waren. Hier blieb er stehen, und sich Georg Barthold wendend, fuhr er fort: „Ihr seid neulich meiner Frau hier begegnet, als sie im Schlitten die Straße nach Kleinmarketten fuhr, nicht wahr?“

„Ja, Ew. Gnaden.“

„Kennt Ihr den Herrn, der mit ihr im Schlitten saß?“

„Sie war allein — das heißt, mit dem Fräulein Tochter.“

„Mein?“ rief Georg überrascht.

„Allein, meine ich, als sie vom Gute an die große Tische kam,“ bestätigte der Alte, „und von dort schickte sie mich mit einem Auftrage nach dem Gute zurück.“

„So habt Ihr Niemanden gesehen, der bei ihr war?“ fragte Georg enttäuscht, denn auf den Forstwart hatte er seine ganze — seine letzte Hoffnung gesetzt.

„Oh doch,“ erwiderte der alte Mann, „wie ich schon ein Stück fort war, kam ein Herr unten vom Dorfe den Weg herauf und hing hinten auf den Schlitten, und dann fuhr sie zusammen fort. Ich blieb noch eine Weile stehen, weil ich glaubte, es wäre der gnädigen Frau vielleicht nicht angenehm, hier im Solze allein mit einem fremden Herrn zusammen zu treffen. Als ich aber sah, daß es ein Bekannter war, ging ich meiner Wege.“

„Und so kennt Ihr den Herrn gar nicht?“

„Nein, Ew. Gnaden — ich weiß nicht, wie er hieß,“ sagte der Alte etwas erkaunt, denn das unruhige Wesen des Barons fiel ihm auf.

„Der Name thut nichts zur Sache,“ rief Georg ungeduldig, „ich meine nur, ob Ihr nicht wißt, wie er ausah — ob Ihr ihn wieder kennen würdet.“

„Gewiß — an dem Tage habe ich ihn freilich nur von Weitem ganz flüchtig gesehen; den Tag vorher aber kam er schon einmal zur Tische, die er sich wohl neugierig betrachtete, obgleich er ihr kaum einen flüchtigen Blick zugeworfen und von meiner Erklärung gar nichts wissen mochte. Es fror ihn ein wenig an den Füßen.“

„Wie sah er aus?“

„Ein zierliches, geschmackvolles Männchen, häßlich und ein bißchen fremdländisch anazogen, mit einem kleinen schwarzen Schnurrbüschel und einer Brille auf, obgleich er noch gar nicht alt sein kann, um schwache Augen zu haben.“

„Und Ihr kennt ihn genau genug, ihn mir zu beschreiben, wenn Ihr ihn wieder sehen würdet?“

„Ich kenne ein Stück Wild wieder, wenn es mir nur einmal flüchtig über den Weg gesprungen ist, wie viel mehr denn solch ein wunderliches Menschenkind, dem ich Auge in Auge gegenüber gestanden habe!“

„Gut — habt Ihr Lust, Barthold, mich auf eine Tour zu begleiten?“

„Ja, gnädiger Herr?“ gewiß! — aber wohin?“

„Ich werde jetzt mit Euch zum Forsthaus zurückkehren. Apropos, könnt Ihr reiten?“

„Reiten? ja — es soll gerade nicht hübsch aussehen, wenn ich auf einem Pferde sitze,“ sagte er gutmüthig hinzu, „und sie haben mich schon ein paar Mal deshalb ausgelacht, aber ich hänge fest, Trab oder Galopp, und herunter bringt mich nichts.“

„Desto besser — es wird vom Gute aus ein Pferd für Euch heraufgebracht werden. Aber eine Bedingung habe ich zu stellen — könnt Ihr schweigen?“

„Sehe ich etwa aus wie eine Blaudertäse?“ sagte der alte Mann ernst.

„Gut — ich glaube es Euch. Kein Mensch erfährt später, wo wir gewesen — hört Ihr? — was wir dort gethan — auch nicht, was ich vorhin über den Fremden mit Euch besprochen.“

„Kein Wort, Ew. Gnaden,“ sagte der Alte, der zu ahnen begann, um was es sich hier handelte. „Das bischen Wäsche stecke ich denn einfach in die Tasche.“

„Ihr könnt es mir nachher in meine Satteltasche geben.“

„Ew. Gnaden wollen dem Schlitten folgen?“

„Ja — wißt Ihr genau, welchen Kurs er genommen?“

„Die gnädige Frau sagte, sie wolle nach Kleinmarketten, der Herr aber hat an dem Morgen seinen Wagen leer mit seinem Gepäc nach Hottweil geschickt.“

„Wißt Ihr das gewiß?“

„Unten im Krug haben sie so gesagt, und der Kutscher soll gestern Abend spät wieder leer durch's Dorf gefahren sein, wie mir einer der Holzmacher heute Morgen erzählte.“

„War es ein herrschaftliches Geschirr?“

„Wohl nur ein Lohnkutscher von Hottweil.“

„Gut — wir dürfen aber trotzdem keine Zeit verlieren. Befähigt sich das, so können wir vielleicht, wenn wir scharf zureiten, die Station noch erreichen, ehe der Schnellzug eintrifft. Das Pferd muß oben sein; jedenfalls ist es da, ehe Ihr Eure Sachen zusammen habt.“ Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, schritt Georg rasch zum Forsthaus zurück, wenn auch der Förster nicht da war, doch dessen Frau davon in Kenntniß zu setzen, daß er den Forstwart auf einen oder zwei Tage in Geschäften mit sich nehme.

Barthold hatte indessen in wenigen Minuten seine geringen Vorbereitungen getroffen; bald darauf kam auch das Pferd, auf dem einer der Knechte heraufgeritten war, und sehr zum Erstaunen der Frau Försterin, die sich den ganzen Tag vergebens den Kopf darüber zerbrach, trachte Barthold hinter dem Herrn v. Seyffeln in die stillen Wald hinein. Bis sie die Stelle erreichte, wo sich die verschiedenen Wege theilten, sprach auch Georg kein Wort, und tehrte sich nur manchmal nach seinem Begleiter um zu sehen, wie er im Sattel saß. Der alte Mann hing allerdings in etwas wunderlicher Art auf dem Pferde, aber er hatte nicht zu viel von sich gerührt, als er behauptete, daß er wenigstens festsaße.

Georg fühlte sich darüber auch bald beruhigt und ließ sein eigenes Thier etwas schärfer austraben, bis er es an dem dreiarigen Wegweiser zum ersten Mal einzügelte.

Hier schieden sich die Wege; eine gewisse Spur war aber nur schwer noch zu erkennen, da Holz- und andere Fuhrer die frische Schneebahn schon mit ihren verschiedenen Geleisen durchzogen und durchkreuzt hatten. Eine kurze Strecke indeß langsam auf dem Wege nach Hottweil fortreitend, fand Georg bald die garten, feingehackten Hufe von Georginens Pferde seitwärts von der Bahn im Schnee abgedrückt, wo der Schlitten wahrscheinlich einer ihm begegnenden schweren Fuhrer ausgewichen war, und die Zügel, ohne ein Wort weiter zu reden, wieder aufreisend, schlug er den fremden scharfen Trab wieder ein, dem das alte und steifere Arbeitspferd kaum zu folgen vermochte. Die Station erreichten sie auch in der That bei guter Zeit, und wohl noch eine Stunde vor Ankunft des Zuges. Kurze Nachfrage genügt, Georg zu überzeugen, daß er sich auf der richtigen Spur befände. Das Pferd, das Barthold geritten, übergab er dann Einem der Leute dort, es im Dorfe einzustellen, bis er zurückkehrte; sein eigenes, in zwei dazu geborgte Dedden eingehüllt, wurde in einen der glücklicher Weise vorhandenen Pferdebetten geföhrt, und als der Zug heranbrause, nahm er die Reisen und das schon bereit gehaltene Pferd auf, und schob davon, auf seiner schmalen eisernen Bahn, den heißen Athem in die frostige Winterluft ingrimmig hinausblasend.

In Altona herrschte ein reaes Leben, und der alte Forstwart Barthold

schrift staunend an Georg's Seite durch die menschengedrängten Straßen. Das war eine Stadt — das war ein Treiben und Schieben durch einander, und was für kostbare Waaren überall — der Alte wäre am liebsten vor jedem Schaufenster stehen geblieben, immer Neues anzustaunen und zu bewundern. — Und aus diesem Gewimmel von Menschen, wo es, wie bei einem Bienenschwarm, herüber und hinüberfuhr, sollte er den einzelnen Fremden herausfinden, den er drauhen im Walde gesehen? Der Kopf schwindelte ihm, und er ging die ersten Stunden wie in einem Traume umher.

Georg, der ihn begleitete, befand sich ebenfalls in furchtbarer Aufregung — freilich aus einem andern Grunde — und mußte sich Mühe geben, wenigstens die äußere Fassung zu bewahren. Hatte er doch sein nächstes Ziel, den wahrscheinlichen Aufenthalt seines Kindes, seiner Josefine, jetzt erreicht, aber wo sie finden in der großen Stadt — und wenn gefunden, wie sie dann sich retten?

Gestern Abend war er, aber zu spät, um irgend welche Nachforschungen anzustellen, mit seinem Begleiter in Hamburg eingetroffen, und heute Morgen hatte er vergebens auf der Polizei in Altona angefragt, ob zwei Damen, eine Frau v. Seyffeln und eine Frau Georgine Bertrand, angemeldet wären — man wußte dort noch nichts von ihnen. Den Namen des Entführers kannte er ja nicht.

In der Nähe des Circus durfte er auch nicht wagen, sich — wenigstens am Tage — blicken zu lassen, denn er blieb dort zu sehr der Gefahr ausgesetzt, von Einem seiner früheren Leute, vielleicht gar von dem alten Müller oder Karl, erkannt und verrathen zu werden. Georgine wäre in dem Fall augenblicklich gewarnt worden und sein ganzer Plan vernichtet, jede Aussicht auf Erfolg zerstört gewesen.

Da wurde, als er eben nach Hamburg hinüber wollte, um dort den Abend abzuwarten, seine Aufmerksamkeit auf große Furchen, die ein junger Bursche an den Ecken anklebte. Ein Holzschnitt oben darüber — einen Reiter zeigend, der mit sieben Pferden dahinflog — ließ keinen Zweifel, zu welcher Vorstellung, und Georg trat, zitternd vor Angst und Erwartung hinan, den gesuchten und doch gefürchteten Namen seines Weibes — seines Kindes darunter zu finden — und er hatte sich nicht geirrt.

Der Name Georgine Bertrand stand allerdings nicht auf dem Fettel, aber die pompöse Antünung eines neuen Hofes, einer Madame Georgette mit ihrer Tochter Mademoiselle Georgette, ließ ihm fast keinen Zweifel, daß Frau und Kind schon an diesem Abend, wenn auch unter anderem Namen, im Circus wieder auftreten würden.

Vorsichtig suchte er jetzt Georginens Wohnung zu erfragen, aber die Auskunft, die er darüber erhielt, machte ihn wieder irre, denn diese lautete dahin, daß Madame Georgette, die neue berühmte Kunstreiterin, in Koyazet's eigener Wohnung abgetrieben sei und ein Quartier bezogen habe, und der Mann, der ihm diese Auskunft gab, setzte aus freien Stücken hinzu, es hieße in der Stadt, Monsieur Koyazet habe selber gehöhrt, die Dame sei seine ihm bestimmte Braut. Wer dann hatte Georginen entführt? Koyazet selber? Die Beschreibung des alten Mannes, die der alte Forstwart gab, paßte nicht dazu, auch sollte Koyazet, wie er hier leicht erfragen konnte, Altona die letzte ganze Woche mit seinem Schritte verlassen haben.

Die Unruhe, hierüber Gewißheit zu erhalten, peinigte ihn zuletzt so, daß er beschloß, über Tag auf gut Glück hin die Stadt zu durchstreifen, vielleicht hier zufällig dem Entführer zu begegnen und ihn dann zu zwingen, ihm Rechenschaft zu geben.

Einmal schoß ihm der Gedanke durch's Hirn, Koyazet selber aufzusuchen und um ihm sein Kind, wenn nicht im Guten, mit Gewalt zurückzufordern; aber standen sie hier nicht unter bänischem Gesetz, und war Frau wie Kind nicht mit Leichtigkeit außer seinem Bereich gebracht, wenn er den langsamen Gang der Gesehe hätte zu Hilfe rufen wollen? Koyazet war außerdem sein Feind, noch von früherer Zeit her, und auf einen Bestand von seiner Seite nicht zu rechnen — und doch blieb das seine letzte Hoffnung, wenn alles Andere fehlschlug.

Seute Abend wollte er selber den Circus besuchen — unkenntlich machte er sich leicht auf nicht auffällige Weise durch einen breitrandigen Hut, eine Brille und einen um das Kinn gelegten Schal, und dort konnte er mit eigenen Augen sehen, wie weit seine Befürchtungen gerechtfertigt seien. Bis dahin litt es ihn aber nicht, die fest ruhige und gebulbig abzuwarten, sein Blut kochte und wallte in den Adern, und Straße auf und ab — nur die

unmittelbare Nähe des Circus ängstlich meiden — zog er mit seinem auf dem ungewohnten Steinpflaster schon lange müde gewordenen alten Begleiter her und hin, sich selber nicht einmal ganz klar dabei, was er mit dem Entführer anfangen sollte, wenn er ihn wirklich trafe.

Aber auch diese Suche mußte er endlich als durchaus hoffnungslos aufgeben, denn Barthold leistete ihm darin nicht einmal die Dienste, die er von ihm erwartet hatte. Durch die ganz ähnlliche Kleidung so vieler Tausende nämlich fortwährend geäußert, hielt er bald den, bald Jenen für den Gesuchten, und brachte Georg dadurch ein paar Mal so in Verlegenheit, daß er froh war, durch irgend eine Entschuldigung von fälschlich angerebeten Personen wegzukommen.

Sein Quartier hatte er in Hamburg bezogen und dort sein Pferd eingestell, und dahin begab er sich endlich wieder mit dem Forstwart, dem einbrechenden Abend und die Stunde der angetündigten Vorstellung abzuwarten.

Der Abend kam, und Georg, in einen alten Mantel gehüllt, nahm für sich und den Forstwart zwei Sitze auf dem dritten Platz, um dort keinerlei Gefahr ausgesetzt zu sein, erkannt zu werden. Und mit welchen Geföhlen wohnte er dem Beginn dieser Vorstellung bei — mit welcher furchtbaren Pein war er Zeuge ihres weiteren Verlaufes!

Barthold hatte im Anfang die Zuschauer genau mustern müssen, ob er den Fremden aus dem Walde hier wieder erkenne, aber ohne Erfolg. So sicher er geglaubt, sich auf sein Auge verlassen zu können, so verwirrt sah er sich hier in dieser neuen, ihm völlig fremden Welt, mit tausend Gesichtern um sich her, die alle in einer Kleidung stehend, auch für ihn alle den einen Stempel in Ausdruck und Form zu tragen schienen. Er konnte den, den er suchte, nirgends finden. So wie aber die Vorstellung begann, wurde Georg's Aufmerksamkeit vollständig auf diese gelenkt — er hatte alles Andere in dem einen Gefühl vergessen, sein Kind wiederzusehen — seine Josefine, und eine unsagbare Pein schoß ihm durch's Herz, als er sich dachte, wie.

Und die Musik begann. Der Postreiter erschien, mit seinen ellen Gliederentengungen die Zuschauer zu belustigen, und Barthold hätte ein Jahr dastehen können, ehe er in der buntemalenden, aus lauter Geleiten bestehenden Gestalt mit ihren widersinnlichen Bewegungen den sonst so steifen, ersten „Schwingerbater vom Gute“ wiedererkannt hätte. Georg wandte sich in Eitel von ihm ab. Jetzt schmetterten die Trompeten, jetzt wichen die Menschen in dem schmalen Eingange zurück — einige bänische Offiziere und andere Cavaliere, die sich dorthin, der Damen des Circus wegen, postirt hatten — und herein auf ihrem eigenen Pferde, in Licht und Glanz strahlend, das Antlitz ordentlich in Freude und Triumph, in wilder, ungebändigter Siegeslust leuchtend, flog — Georgine.

Und sie war schön, diese Königin der Amazonen, schön wie das flammende Meteor, das seinen Glutstreifen flüchtig durch den dunkeln Himmel zieht; schön wie das zudende Nordlicht, das mit seinen Feuerstrahlen die kalte Winternacht erhellt. Ihre Augen flammten, ihre ganze Gestalt hob sich, und wie das Publikum erst in staunender Bewunderung diese plötzlich auftauchende, leuchtende Erscheinung angestarrt, so brach plötzlich das Eis, das es bis dahin wie gebannt gehalten, und donnernd, nicht endender Applaus grüßte sie beim ersten Betreten ihrer neuen Laufbahn wieder.

Dieser Beifallssturm schien den Körper des wirklich wunderschönen Weibes ordentlich zu durchdringen, schien ihm emporzutragen mit sich selbst, kaum berührten ihre Fußspitzen den Sattel, über dem sie mehr schwebte, als daß sie auf ihm stand, und während höher, fast glühende Röthe ihr Antlitz färbte und ihre Augen leuchteten, während die Loden im scharfen Luftzuge flatterten, und das Pferd selber, das sie trug, einen Theil der Begeisterung mit zu fühlen schien, brach sich der stürmische Applaus, wie das regelmäßige Branden einer See, immer wieder und wieder Bahn, und überläubte selbst die schmetternde Musik. Barthold hatte sie erkannt — gleich auf den ersten Blick, denn diese Züge, einmal gesehen, waren nicht so leicht wieder vergessen. Er blidte auch Georg schüchtern und erkaunt von der Seite an. Dessen todtenbleiches Antlitz verrieth aber nur zu deutlich, was in ihm vorging, und er wagte nicht, ihn auch nur mit einem Laut, mit einer Bewegung zu stören.

Die Tour war vorüber — wieder und wieder mit tosendem Beifallsjauchzen gerufen, zog sich die schöne

Reiterin zurück, und ein paar der Clowns zeigten ihre Kunst. „Mademoiselle Georgette!“ verfügte der Mann in hohen Reiterstiefeln und mit einer langen Peitsche in der Hand, der mitten in der Arena stand, den neuen Namen, indem er seine Waffe demonstrierend und mit einer Verbeugung gegen den Eingang neigte.

Georg's Blut stochte; die Lichter flimmerten ihm vor den Augen, der ganze Circus drehte sich mit ihm, und trampfhaft sah er seines Nachbars Arm, sich an diesen zu halten. Aber diese Schwäche, die ihn überkam, dauerte kaum länger, als sie gebraucht hatte, ihn zu bewältigen. Er war wieder er selbst, und sah jetzt, wie sein Kind geschmüdt und aufgebuzt auf einem kleinen muntern Pony in die Arena sprengte und den Rundlauf begann. Wenn es aber auch das Publikum täuschte, dem Vaterauge konnte die stark aufgetragene Schminke das veränderte Aussehen des Kindes nicht verbergen.

Josephine sah leidend aus; ihre Augen lagen tief in den Höhlen, und statt des fröhlichen Lächelns, das sonst in solchen Augenblicken ihre Züge belebte, trugen sie das deutlich auffallende Gepräge von Angst und Zaghaftigkeit. Ihr Blick flog nicht frei umher, sondern haßte an der Wähne des Pferdes, und sie schien sich erst in etwas zu sammeln, als sie den Circus einige Male umritten hatte.

Das Publikum verhielt sich dabei still. Die kurz vorher bewunderte Erscheinung der Mutter hatte es zum Theil verwöhnt, zum Theil empfand es aber auch wohl die unverkennbare Angst des Kindes mit und fühlte sich unbehaglich dabei. Die Musik wurde lebendiger, der Takt schneller, das Pferd, gewohnt, den Lauten zu gehorchen, flog rascher mit seiner kleinen Reiterin dahin, und während Josephine die früheren Stellungnahmen und Bewegungen auf dem dahin schraubenden Thiere auszuführen versuchte, erkannte Georg mit demselben Schmerz die Angst und Unsicherheit, in der sie sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

## Messer, Gabel und Löffel.

Es gibt Gegenstände in unserer alltäglichen Leben, an deren Gebrauch wir so gewöhnt, die so mit unserer Person ver wachsen sind, daß sie uns fast wie Glieder unseres Körpers vor kommen und wir uns gar nicht vorstellen können, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher diese Dinge noch in dem dunkeln Reich der zukünftigen Erfindungen schlummerten. Zu diesen Gegenständen gehören unsere Messer, Löffel und Tischgabeln. Man stelle sich nur heute ein Diner, ja einen gewöhnlichen Mittagstisch ohne diese unentbehrlichen Geräte vor, und doch, vor kaum zweihundert Jahren aßen noch die Fürsten wie die Bauern in Europa gleich höchst eigenhändig nur vermittelst ihrer Finger. Gerade diese Speisegeräte, ohne welche wir jetzt gar nicht menschenwürdig leben zu können glauben, sind eine Erfindung aus jungen Datums, und dieser zivilisatorische Schritt hat, wie so vieles Neue und bisher Ungehörte, langdauernde und heftige Kämpfe gekostet, bis er endlich gekannt war. Es dürfte nicht uninteressant sein, den Weg, welchen diese Speisegeräte in der Geschichte der Menschheit zurückgelegt haben, im Ueberblick zu verfolgen.

Die Chinesen, das älteste Kulturvolk, essen noch heute wie vor dreitausend Jahren mit den Fingern und mit Stäbchen. Die Ägypter, Assyrer, die Juden des alten Testaments kannten unsere Speisegeräte nicht; im neuen Testament kommt eine Stelle im griechischen Text vor, die ausdrücklich besagt, daß die Finger Jesu mit den Fingerringen ihre Mahlzeiten einnahmen. Die Griechen hatten selbst in der Zeit ihrer höchsten Blüthe, wie bekannt, weder Messer, Gabel noch Löffel in Gebrauch bei ihren Gastmählern. Die Speisen kamen ganz zerhackt auf den Tisch, Suppe kam damals noch nicht im schönen Hellaß. Die Saucen nahm man mit ausgehöhltem Brot auf, das jeder sich selbst zu diesem Zweck zurechtete und nach dem Gebrauch unter den Tisch warf. Gegen die Hitze der Speisen bediente man sich einer Art Fingerlinge. Genau ebenso verfuhr die Römer bei Tische; diese hatten wohl Kriegsgabeln zum Fortkochen der Stumleiten, jedoch keine Tischgabeln. In den Küchen gab es allerdings Messer zum Zerschneiden der Speisen und auch Schöpflöffel. Einer Art Schöpflöffel bedienten sich die Römer auch zum Trinken bei ihren luxurösen Schmausereien. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert sah man allgemein auf diese Weise und alle die garten Minnefänger sammt ihren Helden haben die Waffen mit den Fingern aus den Schöpfeln genommen und so in den Mund gesteckt. Erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tauchten in

Italien vereinzelt Gabeln bei Tische auf. Es wurde aber in den Kirchen gegen diesen haarsträubenden Luxus gepredigt und ein venetianischer Geistlicher stellt den Tod einer Dogenfrau, die erkrankt, als Strafe des Himmels dafür dar, weil sie mit einer Gabel zu essen pflegte. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts kursierten in Frankreich bittere Satyren auf die neue Mode an den Höfen, mit Gabeln zu essen, und die Engländer gaben zu derselben Zeit den Italienern, welche mit Gabeln aßen und diese in Ledertaschen bei sich trugen, den Spottnamen „Zintenträger“. In Schottland verboten um das Jahr 1680 noch die Klöster ihren Mönchen den Gebrauch der Gabeln als gottlos, und in manchen Dörfern Spaniens und Siziliens essen noch heute nur die Bornehmeren mit Gabeln. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Gabel bei Tische ein allgemeiner, mit welchem der Holz- und Eisenlöffel fast zugleich sich einfand. Diese Gabeln bestanden anfänglich nur aus zwei Zinken, waren ganz kurz, wie auch die Löffel, hatten einen kleinen Holz- oder Eisenbeinzel, und man trug sie als Kostbarkeit gewöhnlich bei sich; ein Jahrhundert später betamen sie noch eine Zinke mehr, in neuerer Zeit vier Zinken, wurden glatt fabrizirt, von Silber, Neusilber, plattirt, galvanisirt, und heutzutage wirklich ungebürlich schwer. Die Tischmesser kamen im dreizehnten Jahrhundert auf. Man hatte bei den Mahlzeiten damals jedoch nur wenige Messer, denn diese waren sehr kostbar, gehörten zu den theuersten Geräthschaften des Haushaltes und die Ritter trugen sie neben ihren Schwertern im Gürtel; ebenso viele vornehme Damen in ihren „Gretchen-taschen“. In wohlhabenden bürgerlichen Haushaltungen existierte damals meist nur ein Messer bei Tische. Die Tischmesser hatten jedoch einen weniger schwierigen Stand in ihrem Vordringen, als die Gabel. Um das Jahr 1311 wird schon von einer Zunft der Messer in Augsburg berichtet. Im vierzehnten Jahrhundert organisierten sich die Messer in ganz Deutschland zu einer großen Zunftgenossenschaft, die in Augsburg, Basel, Heidelberg, München Hauptstige hatte. Jetzt mochte man auch Messer mit einem Griff aus Griff unten, zum Herausholen der Fleischstücke aus der Schüssel, dann kamen Messer auf, aus denen man, wie bei unseren Taschenmessern die Klinge, eine Gabel ausklappert. Immer blieben aber noch Messer und Gabel Luxusartikel der Bornehmeren. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts fiel mit den Fesseln der Zunft für die Messer und Gabeln die Schranke, welche sie von dem allgemeinen Gebrauch trennte; sie wurden Fabrikationszweig und damit Gemeinut aller. Um 1790 gah man schon Messer und Gabeln mittelst der Walze. Jetzt entstanden in allen Ländern Fabriken, und die Fabrikation dieser unentbehrlich gewordenen Geräthschaften nahm einen Riesenaufschwung. Die heute in allen zivilisirten Ländern unentbehrlichen drei Tischgeräthe werden in ihren unzähligen Arten in Riesenfabriken, die viele Tausende von Arbeitern beschäftigen, hergestellt und zeigen uns den Fortschritt der Menschheit im ästhetischen Föhlen und Denken und werfen einen tiefen Schatten auf die „gute alte Zeit“ mit ihrem Finagereien und der viel gepriesenen Einfachheit.

Die japanischen Rothschilde.

Mitsu ist der Name der glücklichen Familie, die man mit Recht die japanischen Rothschilde nennen kann. Gleich diesen waren auch sie vor anderthalb Jahrhunderten noch in kleinen Verhältnissen; heute aber besitzen sie ein Vermögen von mehr als einer Milliarde Franken. Vollkommene Einigkeit nach außen hin soll auch die Stärke der Mitsu gewesen sein; wie die Rothschilde betrahten auch sie nur untereinander. Die Familie ist durch ganz Japan verstreut, der Hauptstige befindet sich in Tokio.

Die Mitsu beherrschen eine große Anzahl japanischer Banken, viele Industriegefellschaftsarten und die bedeutendsten Eisenbahn- und Schiffahrtslinien Japans. Außerdem ist die japanische Elektrizitätsindustrie in ihren Händen. Noch in den jüngsten Jahren haben die Mitsu viele Millionen gewonnen, so vor allem auf der Insel Sachalin. Vor dem russisch-japanischen Krieg hatte Russland die Fischereirechte auf dieser Insel um 1500 Rubel verpachtet; als nun nach Friedensschluß die Sübhälfte der Insel in Japans Besitz kam, erwarben die Mitsu die Fischereirechte und erzielten in einigen Jahren einen Ueberstich von 17 Millionen Franken.

Chicagoer Zeitungen weisen zum Trost ihrer Leser daraufhin, daß es in Wisconsin und Michigan ebenso kalt sei wie im nördlichen Illinois. Wahrscheinlich gehen sie dabei von dem Gedanken aus, getheiltes Leid sei halbes Leid.